

Standard 32

DIE WIRKLICH NEUEN VÄTER

Es gibt sie tatsächlich: Männer, für die es selbstverständlich ist, sich um Kinder und Haushalt zu kümmern – und das zu mindestens 50 Prozent. Wir haben mit einigen von ihnen gesprochen.

Von
Sonja Eismann



Jochen König mit Tochter Fritzi. Die beiden leben in Berlin-Friedrichshain 150 Meter vom berühmten Club Berghain entfernt, aber als nahezu alleinerziehendem Vater bleibt Jochen nicht mehr viel Zeit zum Feiern.

Exfamilienministerin von der Leyen schwärmt von einer „neuen Väterbewegung“, Angela Merkel fabuliert von Berlins Spielplätzen, die von Vätern bevölkert seien und ein mäßig lustiger Comedian wie Michael Mittermeier, früher bekannt für Witze über „Arschlochkinder“, schreibt gleich ein ganzes Buch über die irre aufregende Erfahrung, dem eigenen Kind nicht nur aus der Ferne beim Aufwachsen zuzusehen. Sind wir also endlich da angekommen, wo wir immer schon hinwollten – an dem beinahe paradiesischen Ort, an dem es selbstverständlich ist, dass Männer und Frauen sich Kindererziehung und Haushalt partnerschaftlich und gerecht teilen?

Das wäre ja zu schön. Doch neben all dem flauschigen Gefasel von den neuen Daddys, die nun endlich auch ihre emotionale und fürsorgliche Seite ausleben könnten, sieht die harte Realität doch deutlich anders aus. Wer sich in einer x-beliebigen deutschsprachigen Stadt umsieht, wird feststellen, dass es nach wie vor in überwältigender Mehrzahl Frauen sind, die Kinderwagen durch die Gegend schieben. Die Vereinbarkeit von reproduktiver Arbeit mit Lohnarbeit ist immer noch ein „Frauenproblem“ – der Vater, der im Vorstellungsgespräch danach gefragt wird, wie er denn Job und Familie unter einen Hut bringen wolle, muss wohl erst noch erfunden werden.

Auch wenn die Neuregelung des Elterngeldes, die 2007 in Kraft trat, tatsächlich dazu geführt hat, dass mehr Väter als zuvor eine Zeit lang „zu Hause bleiben“, nivelliert ein genauerer Blick auf die Zahlen die Erfolgsmeldungen doch deutlich: Das Statistische Bundesamt vermeldete vergangenen Dezember, 23 Prozent der Väter von im ersten Halbjahr 2009 in Deutschland geborenen Kindern hätten Elterngeld bezogen, 75 Prozent davon aber nur über die Mindestzeit von zwei Monaten. Umgekehrt heißt das: Nur vier Prozent der Frauen, aber überwältigende 77 Prozent der Männer nehmen trotz der neu geschaffenen finanziellen Anreize nicht einmal die Mindestdauer von zwei Monaten Elternzeit in Anspruch! Sondern arbeiten stur weiter wie vorher. Und das, obwohl der durchschnittliche Elterngeldanspruch der Väter im Untersuchungszeitraum bei 1168 Euro lag, für die Frauen aber nur bei 856 Euro, also rund ein Drittel niedriger. Im Jahr zuvor hatte sogar rund die Hälfte der Frauen in Elternzeit mit weniger als 500 Euro monatlich auskommen müssen.

In einer Pressemeldung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend verkündete die nicht gerade für feministische Positionen bekannte CDU-Ministerin Kristina Schröder im Frühjahr 2010 programmatisch: „Das Elterngeld stärkt die Väter –

deswegen stärken wir das Elterngeld!“ Der Mechanismus ist so altbekannt wie zynisch: Wenn es gesellschaftlich opportun scheint, mehr Männer für etwas zu begeistern, sei es nun die Elternzeit oder die Tätigkeit als Erzieher („Jungs brauchen mehr männliche Vorbilder in Kindergarten und Grundschule!“), wird mehr Geld hineingepumpt – Männer können schließlich rechnen und es ist ihnen nicht zuzumuten, sich für lausige Asche mit schreienden Gören herumzuplagen, während man bei Frauen nach wie vor davon ausgeht, dass sie es halt aus Liebe tun oder weil es in „ihrer Natur“ liegt.

Aber stopp: Es gibt sie ja durchaus. Männer, die das soziale Privileg, die Verrichtung von Care Work nur als optional zu sehen, nicht schamlos oder mit schlechtem Gewissen ausnützen, sondern denen gleichberechtigtes Leben und Handeln so wichtig ist, dass sie sich mit ihren Partnerinnen Kinderaufzucht und Hausarbeit tatsächlich so gerecht wie möglich teilen. Nicht wenige dieser Väter bewegen sich im selben Umfeld wie die Missy-Macherinnen und -LeserInnen. Und leben dabei ganz anders, als es uns Nido- und sonstige Hochglanzreportagen über die neuen Väter mit den schicken BoBo-Buden und den häufig nicht sehr neuen Rollenmodellen weismachen wollen. Denn feministisches Denken ist doch recht wirksam, wenn es um die Überprüfung und Infragestellung geschlechtsspezifischer Privilegien oder Diskriminierungen geht.

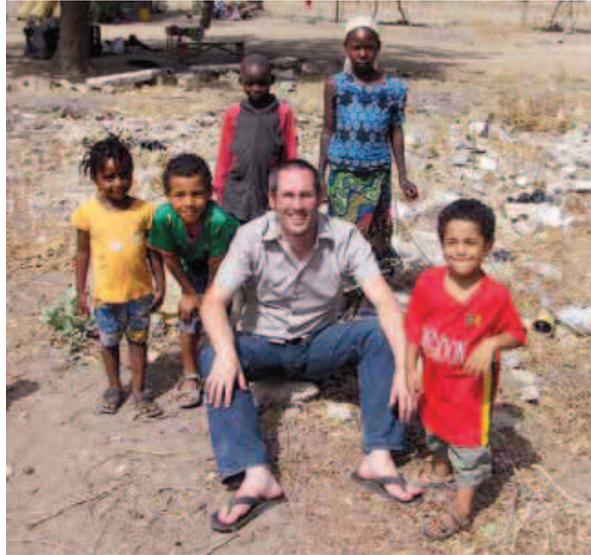
Einer dieser absoluten Ausnahmefälle ist Jochen König (29) aus Berlin-Friedrichshain. Der übernimmt

die Betreuung seiner zweijährigen Tochter Fritzi fast komplett, die Mutter kümmert sich an einem Tag pro Woche um sie und holt sie manchmal von der Kita ab.

Jochen lebt mit Fritzi alleine – „150 Meter vom Bergshain entfernt, in dem ich seit Fritzis Geburt nicht mehr war“. Jochen und die Mutter von Fritzi, die mittlerweile kein Paar mehr sind, haben ihre Tochter relativ jung bekommen, mit Mitte 20. Nachdem er bereits als Sozialpädagoge gearbeitet hatte, war Jochen froh über die Möglichkeit, von der Lohnarbeit pausieren zu können. Fritzis Mutter hingegen beendete ihr Studium und hatte große Lust, ins Berufsleben einzusteigen. Sie arbeitet jetzt Vollzeit, er studiert wieder und lebt von Kindergeld und Unterhalt.

Jochen berichtet, dass er während seiner einjährigen Elternzeit von einer Soziologie-Studentin besucht wurde, die über Väter forscht, die ein ganzes Jahr lang in Elternzeit gehen. Außer ihm habe sie nur zwei weitere gefunden. Einer von ihnen sei gleichzeitig mit der Mutter zu Hause, sodass sie die meisten Betreuungstätigkeiten verrichten könne. Wie praktisch.

Für Jochen wäre so ein Arrangement keine Option, denn sein Lebens-



Martin Wassermair ist seiner Frau Viviane mit den beiden Söhnen David (links von ihm) und Adrian (rechts) aus Wien nach Kamerun gefolgt. „Im Vergleich zu vorher haben wir alles umgedreht.“

**„Eine
gleichberechtigte
Beziehung
ist nur
möglich,
wenn
beide die Wahl
haben, zu Hause
zu bleiben
oder arbeiten
zu gehen.“**

modell basiert ganz explizit auf feministischen Überlegungen: „Wir leben in einer Gesellschaft, die passend zum Geschlecht strikte Rollenmuster bereithält. Für Frauen gehören dazu auch heute noch vor allem häusliche Aufgaben. Wenn ich nicht mit dem Kind zu Hause bleibe, hat Fritzis Mutter keine Möglichkeit, ihrer vorbestimmten Rolle als Hausfrau und Mutter zu entgehen. Eine gleichberechtigte Beziehung ist nur möglich, wenn beide die Wahl haben, zu Hause zu bleiben oder arbeiten zu gehen. Ich habe als Vater in jedem Fall die Wahl. Der gesellschaftliche Druck und die Ächtung, die sie erfahren würde, zwingt aber sie, zu Hause zu bleiben, wenn ich arbeiten gehe. Damit auch Fritzis Mutter eine freie Wahl hat, muss ich zu Hause bleiben.“

Wow – so knallhart erkennen und verwerfen wohl die wenigsten Menschen ihre Privilegien. Dass der Rückzug aus der Lohnarbeit auch ein Rückzug in die von Bascha Mika in ihrem Buch „Die Feigheit der Frauen“ so verächtlich getaufte „Komfortzone“ sei, kann Jochen König nicht bestätigen. Die ständige Fürsorge für einen so abhängigen Menschen koste schließlich extrem viel Aufmerksamkeit und Ausdauer. Und Frauen, die als Partnerinnen infrage kämen, fänden seine Rolle als alleinerziehender Vater zwar anfangs vielleicht noch toll. Sobald aber deutlich

würde, dass er einen völlig anderen Tagesrhythmus hat – um 23 Uhr ins Bett und aufstehen, wenn die anderen um 7 Uhr gerade vor dem Berghain Schlange stehen –, seien die Konflikte vorprogrammiert.

Als Komfortzone würde Frank Apunkt Schneider (41), freier Autor, Künstler und Hausmann, die Familie auch nicht unbedingt bezeichnen. Der Vater zweier Töchter (Max, 10 und Maren, 6) lebt mit seiner Freundin Susanne (43), einer Psychologin, in Bamberg. Er ist die Woche über zu Hause, wo er auch arbeitet. Sie ist von Montag bis Mittwoch außer Haus. „Mittwochs bin ich komplett alleine und Susanne kommt erst um 22 Uhr nach Hause. Da hatte ich früher manchmal, als die beiden Mädchen noch klein waren, am Abend den Eindruck, den ganzen Tag auf einer Baustelle gearbeitet zu haben. Klar wäre ich nach einem Tag im Büro auch k.o., aber da hätte ich vermutlich eine gewisse Befriedigung, weil ich zum Beispiel ein Projekt beendet hätte. Wenn ich mich dagegen einen Tag lang nur mit Hausarbeit und Kinderbetreuung beschäftigt habe, frage ich mich abends, wo die Zeit geblieben ist. Beim Wäscheaufhängen? Oder beim Lego-

„Früher war ich derjenige, der zum Arbeiten außer Haus gegangen ist. Jetzt ist es genau umgekehrt.“



Frank Apunkt Schneider mit seinen Töchtern Max und Maren. Auch weil sein Vater selten da war, wollte er „alles anders“ machen.

„Wenn ich mich einen Tag lang nur mit Kinderbetreuung beschäftigt habe, frage ich mich abends, wo die Zeit geblieben ist.“

Einsammeln?“, sinniert er. „Geld habe ich ja auch keins verdient – höchstens ausgegeben“, setzt er grinsend hinzu.

Die Mühen der Hausarbeit versuchen sich Frank und Susanne, die sich beide als feministisch verstehen, gerecht zu teilen. Klassisches Rollenverhalten wollten sie schließlich auch sonst nicht reproduzieren. Frank war noch mit einem Vater aufgewachsen, der in der traditionellen Patriarchenrolle verhaftet war. Allein schon deswegen wollte er „alles ganz anders“ machen. „Schon damals habe ich durch diese Entfremdung zwischen mir und meinem Vater gemerkt, dass ihm unglaublich viel entgangen ist.“ Der wohl

wichtigste Punkt in der Bewusstwerdung der eigenen Rollensozialisation war für Frank aber der Versuch eines nicht männlichen Sprechens und Schreibens als Autor und Künstler, zu dem ihn ursprünglich seine Freundin angeregt hat. „Susanne hat irgendwann gesagt: Das ist doch scheiße, wie du schreibst, jetzt schreib das mal anders. Das war für mich tatsächlich ein Einstieg in eine andere Wahrnehmung. Aber trotzdem ist es schwierig, den traditionellen Rollenprägungen zu entkommen, die kommen im Alltag immer mal wieder durch. Ich glaube, ebenso wichtig, wie alles ‚ganz anders‘ zu machen, ist, sich einzugestehen, dass es nicht damit ge-

tan ist, das zu beschließen. Da liegt noch viel Arbeit vor uns.“

Bei Martin Wassermair Tassi Bela (40) geht es im Moment darum, noch einiges mehr als nur die Wahrnehmung umzustellen. Er durchlebt mit seiner Familie gerade eine markante Veränderung: Gemeinsam mit seiner Frau Viviane (31) und den zwei Söhnen David (6) und Adrian (3) ist er vor wenigen Monaten von Wien nach Kamerun, in das Herkunftsland Vivianes, gezogen, wo sie jetzt als Fachkraft für ein Frauenprojekt arbeitet. „Dass wir ausgerechnet hier gelandet sind, ist ein absoluter Zufall. Viviane hatte sich nach Abschluss des Zweitstudiums überall in Afrika beworben. Im Vergleich zu unserem Leben in Wien haben wir alles umgedreht. Früher war ich derjenige, der zum Arbeiten außer Haus gegangen ist. Jetzt ist es genau umgekehrt: Ich arbeite von zu Hause aus als Kulturaktivist und Publizist, Viviane fährt mit dem Geländewagen in die Dörfer. Das heißt aber nicht, dass wir vorher eine traditionelle Rollenverteilung hatten. Das wäre auch gar nicht gegangen, da ich durch Vivianes ausbildungsbedingte Abwesenheiten auch mal sechs Wochen lang ‚alleiner-

ziehender Vater‘ war: Ich weiß also genau, was es heißt, wenn sich der eine Sohn mitten in der Nacht eine Platzwunde zuzieht und der andere im Schlafanzug aus dem Bett zu reißen ist, um mit beiden unterm Arm zum Krankenhaus zu rasen!“

Der Alltag in Maroua ist von Fragen bestimmt, mit denen sich die Familie vorher in Österreich kaum auseinandersetzen musste: Wie erklärt man den Kindern, welches Wasser trinkbar ist und welches man besser nicht mal beim Planschen in den Mund bekommt? Wie managt man die ständigen Krankheiten durch Luftverschmutzung und die klimatische Umstellung – bei unserem Gespräch im März herrschen nachmittags schon 45 Grad. Auch erste Malaria-Anfälle nimmt Martin relativ gelassen: „Viele Ärzte meinen, dass sich der Körper sowieso daran gewöhnen muss.“ Und wie wird man mit den sozialen Unterschieden fertig, die bedingen, dass das Haus der Familie rund um die Uhr bewacht werden muss?

Martin ist sich der Problematik, die in Kamerun zum Alltag gehört, bewusst, versucht aber auch hier einen pragmatischen Ansatz zu finden. „Mir ist wichtig, mich nicht zu verstecken. Deswegen hole ich die Kinder oft in der glühenden Mittagshitze zu Fuß von der Schule ab, damit wir uns in der Nachbarschaft sehen lassen. Wenn ich alleine bin, werde ich häufig neugierig als ‚Nassara‘ titulierte, als Weißer, wenn ich mit den Jungs unterwegs bin, wird mir auch ‚Mon Beau‘, also ‚Mein Schwager‘ zugerufen, weil man mich aufgrund der Hautfarbe meiner Kinder als Teil der großen Familie anerkennt. Außerdem muss man auch ganz realistisch feststellen, dass sich die Kinder hier sicher fühlen können – in europäischen Gesellschaften ist die Gefahr oft höher, Opfer rassistischer Übergriffe zu werden.“

Im Fall von Rochus Wolff war es auch ein Jobangebot seiner Frau Stefanie, das seine vierköpfige Familie zum Umzug in ein anderes Land bewegt hat. Der Wechsel von Berlin nach Paris war allerdings eine weniger große Umstellung, zumal die gut dotierte Stelle Stefanies der Familie ein im teuren Paris einigermaßen sorgenfreies Leben garantiert. Rochus, der sich auch theoretisch mit Genderfragen beschäftigt hat, arbeitet, seit beide Kinder tagsüber betreut werden, als Freelancer von zu Hause aus und kümmert sich hauptverantwortlich um den Haushalt, Stefanie ist unter der Woche bis 18 Uhr im Büro und nimmt sich danach Zeit für die Kinder. Die beiden sind flexibel in ihrer Aufteilung und versuchen, sich aufeinander abzustimmen – wenn einer mehr beruflichen Stress hat, versucht der oder die andere zu kompensieren. Bald könnte sich wieder alles verändern, denn Stefanies Vertrag läuft aus und beide schauen sich nach einem neuen Job um – vielleicht ist es dann ja Rochus,

Rochus kümmert sich um den Haushalt, Stefanie ist unter der Woche bis 18 Uhr im Büro und nimmt sich danach Zeit für die Kinder.



Beat Weber ist gerade am Anfang seiner sieben Monate Elternzeit mit Tochter Ariane. Das Argument, ArbeitgeberInnen würden es nicht gerne sehen, wenn Väter Auszeiten nehmen, lässt er nicht gelten.

mich interessiert, einfach mit einem halben Auge weiterverfolge.“ Dass seine Tochter Ari eine so unkomplizierte Zeitgenossin ist, könnte auch daran liegen, dass sie von Anfang an darauf eingestellt war, von verschiedenen Personen versorgt zu werden, vermutet Beat. „Sie ist bislang völlig indifferent, wer sich um sie kümmert, es werden alle immer angelächelt und mit großem Entzücken begrüßt!“

„Natürlich macht man sich seine Gedanken, was die eigene Abwesenheit bedeutet und wie stark man währenddessen ‚am Job dranbleiben‘ soll.“

der wieder mehr außer Haus arbeitet. Auch wenn Rochus sehr selbstkritisch anmerkt, dass beide trotz allem von traditionellen Rollenbildern geprägt sind, muss man sich bei den beiden wohl wenig Sorgen machen, dass sie in das nach wie vor so klassische „Männliche-Versorger-Modell“ kippen.

Diese Sorge ist bei Beat Weber, 41, aus Wien, auch nicht angebracht. Zum Zeitpunkt unseres Interviews genießt er gerade die ersten Monate Elternzeit mit seiner acht Monate alten Tochter Ariane. Da Ariane sich noch nicht selbstständig fortbewegen kann und ein sonniges Gemüt hat, kommt Beat derzeit viel zum Lesen und freut sich über die Auszeit von der Lohnarbeit. Dass er und seine Partnerin, die als Onlinejournalistin arbeitet, sich die Betreuungszeit und alle anderen Aufgaben paritätisch teilen würden, stand außer Frage – Beat wirkt fast ein wenig verwundert ob meiner Frage. So hat seine Freundin Ina die ersten sieben der insgesamt 14 Monate Familienkarenz, wie das in Österreich heißt, genommen, er steht gerade am Beginn der zweiten sieben Monate.

Das Argument, ArbeitgeberInnen würden es nicht gerne sehen, wenn männliche „Leistungsträger“ über einen längeren Zeitraum ausfielen, das viele Väter als Grund nennen, trotz eigener Bereitschaft keine Betreuungsmonate nehmen zu können, lässt er nicht gelten. „Ich arbeite als Ökonom in einem großen, ziemlich kinderfreundlichen Unternehmen, bei dem man meine Entscheidung respektiert hat. Natürlich macht man sich seine Gedanken, was die eigene Abwesenheit bedeutet und wie stark man währenddessen ‚am Job dranbleiben‘ soll, aber ich habe das so gelöst, dass ich das, was

ich währenddessen ‚am Job dranbleiben‘ soll, aber ich habe das so gelöst, dass ich das, was

Natürlich gibt es noch viel mehr „wirklich neue Väter“ als die hier Porträtierten – schwule Väter, Trans-Väter, Adoptiv-Väter, Pflege-Väter und und und. Nicht alle von ihnen haben Lust darauf, sich in der Öffentlichkeit mit ihren Geschichten zu exponieren, aber sehr wohl darauf, an den bestehenden Verhältnissen mit ihrer privaten Praxis zu rütteln. Vielleicht können sie als Appell wirken an die, die sich nicht trauen, gegen eingefahrene Rollenbilder oder ignorante Chefs und Chefinnen Sturm zu laufen. Gleichberechtigte Arbeitsteilung bringt nämlich nicht nur allen was, sondern fühlt sich auch noch ziemlich gut an – das weiß die Autorin aus Erfahrung. Bitte mitmachen! □